

VII



Die Neubesetzung der Pfarrstelle geschah sehr schnell. Bereits am 14. September 1831 wurde der erst 34jährige **Johann Henry Benedict Fander**, bis dahin Landdechant des Dekanates Wassenberg, zum Pfarrer an St. Martinus ernannt, am 23. Oktober 1831 erfolgte die Einführung. Gleichzeitig übernahm Fander die Aufgabe des Schulinspektors im Landkreis Aachen.¹

Die Richterlicher erhielten mit Fander einen ungewöhnlich tatkräftigen und fleißigen Hirten, der auch sehr auf Ordnung hielt. Auf ein von ihm angelegtes Heft, in dem er alte Stiftungsurkunden erfasste, schrieb Fander als Motto: „Ordnung erleichtert alle Geschäfte“ - und dies war sicherlich eine Reaktion auf die von ihm vorgefundenen Zustände, zugleich aber auch eine Mahnung an seine Nachfolger. Kennzeichnend war, dass er gleich zu Beginn seiner Tätigkeit ein 759 Seiten starkes „Hauptbuch der Pfarre Richterlich“ für 2 Taler, 7 Silbergroschen und 6 Pfennige „auf Kosten der Kirchenfabrik“ anschaffte, um darin „sämtliche unter seiner Verwaltung für das Wohl der Pfarre geschehene Schritte und eingereichte Berichte“ aufzuzeichnen.

Noch vor Ablauf des Jahres hatte der neue Pfarrer alle Pfarrangehörigen aufgesucht, wobei er den Besuch mit einer Kollekte verband, die 110 Taler und 22 Silbergroschen aufbrachte. Einen Teil dieses Betrages - rund 67 Taler - gab der ordnungsliebende Fander sofort aus, **um die Kirchturmuhre, die seit über dreißig Jahren nicht mehr gelaufen war, reparieren zu lassen**. Küster Brüll übernahm die Aufgabe, die Uhr aufzuziehen, wobei er jedes Mal vier Pfennig als Entgelt erhielt.² Gleichzeitig ließ Fander den großen Raum im Pfarrhaus, der „oed und wüst“ dalag und ein „Schandfleck“ war, für rund 66 Taler instandsetzen.³

Den neuen Pfarrer müssen die Verhältnisse in Richterlich erschreckt haben. Als er sich einen Überblick verschaffen wollte, was alles zum Besitz seiner Pfarre gehörte,

¹ PAR, Hb, 664 - Die Darstellung über die Zeit des Pfarrers Fander beruht, soweit nicht anders angegeben, auf Materialien aus dem Pfarrarchiv Richterlich; zur Ernennung Fanders: BDAA, Gvo Richterlich, 1/I

² Hb, 6 und 665

³ Hb, 42 f.

stieß er auf ein ziemliches Durcheinander. Am 21. Dezember 1831 schrieb er an das Generalvikariat in Köln: „*Vom ersten Augenblick meines Hierseyns habe ich mich mit dem Vermögen hiesiger Kirche bekannt zu machen versucht, kann aber bis heute noch nicht zur völligen Erkenntnis desselben gelangen, die Lagerbücher sind mangelhaft und mehrere Gegenstände... vermisste ich in den Lagerbüchern, und die Hebebücher des Rendanten sind sehr alt und wie es bei Landleuten, die nicht viel zu schreiben pflegen, nicht fortgeschritten...*“⁴ Angesichts des Wirrwarrs konnte Fander den Entwurf für das Budget des Jahres 1832 Ende 1831 noch nicht vorlegen; er musste das Generalvikariat um Aufschub bitten, durchforschte das Pfarrarchiv, legte Inventarien an, bemühte sich, wichtige von unwichtigen Dokumenten zu trennen, stieß aber immer wieder auf Lücken und Ungereimtheiten. Er nahm jedoch, nachdem er häufig über Mängel geklagt hatte, seine Vorgänger im Amt vor dem möglichen Vorwurf der Nachlässigkeit in Schutz: Sie „*sind auch wohl dadurch zu rechtfertigen, dass sie... mit wichtigeren Amtssorgen beschwert, unter dem Wust von ganz unbedeutenden Papieren diese [d.h. die wichtigen Dokumente] gerade nicht gefunden haben, wenn das Archiv einmal geöffnet war. Es hätte vielleicht auch noch einige Zeit vergehen können, ehe ich diese Unordnung entdeckt hätte, hätte nicht die Vorschrift des Hochw. Erzb. Gen. Vikariats über Anfertigung des Inventarii mich genötigt, sämtliche im Archiv vorfindliche Papiere nachzulesen und kurz den Inhalt niederzuschreiben*“ (Schreiben an das Generalvikariat vom 26. Juli 1832).⁵

Am 24. Mai 1832 konnte Fander einen ersten Erfolg nach Köln melden. „*Mit aller Mühe habe ich mich bei der Unvollständigkeit und Unrichtigkeit der Lagerbücher mit dem Einkommen hiesiger Kirche in etwa bekannt gemacht und ein eigenes Rentbuch für den Rendanten verfertigt, so dass ich hoffe, dass für die Zukunft alles regelmäßiger gehen kann*“; zugleich bittet Fander um Nachsicht, dass er noch nicht angeben kann, wann die ganze Sache abgeschlossen sein wird.⁶ Einen Monat später freut er sich, endlich das Budget zur Genehmigung vorlegen zu können, aber vollständige Klarheit hat er noch immer nicht gewonnen.⁷ Immer wieder klagt Fander über die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat: „*Die Rechnungen sind bereits 3 mal gemacht... und es stellt sich jedes Mal ein anderes Resultat heraus. Sich von der Richtigkeit der einen oder anderen zu überzeugen, fällt schwer, indem keine Kassebücher vorliegen... ich werde nichts unterlassen, alles Mögliche zu thun, um die Sache in Ordnung zu bringen, weiss aber beinahe nicht, wie ich es angreifen soll*“ (Schreiben an das Generalvikariat vom 30. Januar 1833).⁸ Als Landrat von Strauch auf die Berichtigung der alten Lagerbücher „mit allem Ernste“ dringt, will Fander dieser Aufforderung zwar nachkommen, stößt aber „bei dieser Arbeit auf eine neue unangenehme Sache“.⁹ Endlich ist es gelungen, Ordnung in das Rechnungswesen zu bringen - mit Ausnahme eines Punktes: „*...was uns... an einer ordentlichen Rechnungslage hindert, ist die Eichelshover Pacht, weil wir nicht angeben können, was davon von jedem Debenten für mehrere Jahre bezahlt worden ist*“ (Schreiben vom 24. März 1834).¹⁰ Die Situation in Eyselshoven, das früher zum Heydener Ländchen, seit 1815 zum Vereinigten Königreich der Niederlande gehörte, blieb verworren; dreißig Jahre später schrieb der Richterlicher Pfarrer Lohmann über die Renten in Eyselshoven, „deren Titel verjährt und dadurch unbeibringlich geworden sind“.¹¹

Die Schwierigkeiten, mit denen Fander zu kämpfen hatte, resultierten aus verschiedenen Ursachen. Einmal hatte der Kirchenvorstand es in den vorangegangenen Jahren

⁴ Hb, 5 f.

⁵ Hb, 215 f.

⁶ Hb, 460

⁷ ebd.

⁸ Hb, 472

⁹ Hb, 248

¹⁰ Hb, 507

¹¹ Hb, 271

versäumt, alle der Pfarre zustehenden Gelder und Naturalabgaben einzutreiben. Fander bat den Kirchenvorstand, die Schuldner zur Zahlung aufzufordern, was dieser dann auch versuchte. Dieses Bemühen war aber nur teilweise erfolgreich. Einige der Rückstände waren inzwischen so hoch, dass die Schuldner sich überfordert sahen; andere Debenten waren verstorben, und die Erben erhoben Einwände. Fander schlug vor, auf das Frühere zu verzichten und sich mit der Zahlung der Rückstände aus den letzten fünf Jahren zu begnügen. Versuche, zu einer gütlichen Einigung zu gelangen, scheiterten zum Teil; die Pfarre konnte aber nicht alle ihre Rechte einklagen, da ausreichende Beweismittel fehlten.¹² Hier machte sich negativ bemerkbar, dass der Rendant nur wenige Aufzeichnungen gemacht hatte; Quittungen fehlten weitgehend.¹³ Zusätzliche Probleme entstanden daraus, dass direkt nach dem Tod des Pfarrers Baum dessen Erben Papiere aus dem Pfarrarchiv mitgenommen hatten.¹⁴

Als besonders schwierig sollte sich die Klärung der Stiftungsangelegenheiten herausstellen; auch hier war nicht klar, was der Pfarre eigentlich noch zustand. So erwies sich bei den Nachforschungen Fanders, dass sein Vorgänger Baum „noch vieles an die Kirche zu fordern hätte“.¹⁵ Andererseits war es vorgekommen, dass Gelder aus Stiftungen an die Pfarre geflossen waren, ohne dass die entsprechenden Messen gelesen worden waren. Der Grund für diese Versäumnisse lag darin, dass manche Stiftungen personenbezogen waren - so auf den Richtericher Fröhmesser. Als der letzte Fröhmesser Frohn, der zugleich Vikar war, im Jahre 1809 starb, gingen die Einkünfte aus der Stiftung an die Pfarre über, und niemand dachte mehr an die damit verbundenen Pflichten. Dieses Versäumnis wurde dadurch begünstigt, dass der Fröhmesser die Dokumente über die ihm zustehenden Einkünfte in seinem Besitz hatte, während die Kirchmeister, die zudem jährlich neu angestellt wurden, keine Kenntnis von der Existenz solcher Dokumente hatten.¹⁶

Fander ahnte, was auf ihn zukam: „Die hiesige Kirche... würde in eine peinliche Lage versetzt werden, wenn sie die hl. Messen noch alle nachlesen lassen müsste“, aber er fügte sich, als eine entsprechende Anordnung des Generalvikariats erlassen wurde, dann doch in sein Geschick: „Wie schwer es fällt, so viele rückständige Messen beilesen zu lassen, so finde ich es doch pflichtmäßig, dass es geschehe“.¹⁷ Bei einer Stiftung aus dem Jahre 1704 sah dies so aus, dass für die Jahre 1810 bis einschließlich 1833 jährlich zwei Lesemessen gehalten werden sollten. Als Trost räumte das Generalvikariat ein, dass der Zelebrant für jede Messe acht Silber Groschen erhalten sollte.¹⁸ Eine Aufstellung vom 16. Juli 1834 gab eine Zahl von 630 rückständigen Messen an.¹⁹

Eineinhalb Jahre nach Beginn seiner Tätigkeit konnte Fander eine Erfolgsmeldung nach Köln senden: „*ich glaube, daß im Verwaltungswesen hier nun der Weg gebahnt ist und daß nicht leicht mehr Unordnung entstehen kann, wenn dieser Weg immer gehalten wird*“.²⁰ Das Problem der älteren Kirchenrechnungen sollte den Pfarrer aber noch zwei weitere Jahre beschäftigen: „*ich habe schon manche freie Stunde dazu verwandt, die [hiesigen] Rechnungen in ein klares Licht zu stellen und die Monita zu beantworten, ich gedenke doch baldigst fertig zu werden*“ - so schrieb er am 5. Juli 1836.²¹

Die Arbeiten im Pfarrarchiv, die daraus resultierenden Verhandlungen und Überle-

¹² vgl. Hb, 224 ff. und 245

¹³ BDAA, Gvo Richterich, 2/1

¹⁴ ebd.

¹⁵ vgl. Hb, 222

¹⁶ Hb, 458 ff.

¹⁷ Hb, 216 und 255; dazu: PAR, III. Heft Erzbs.Gen.Vik. Bestimmungen über alte und neue Stiftungsurkunden der Kirche zu Richterich

¹⁸ Hb, 250

¹⁹ III. Heft (s. Nr. 17)

²⁰ BDAA, Gvo Richterich, 2/1

²¹ ebd.

gungen mit dem Kirchenvorstand, dem Generalvikariat, den Schuldnern usw. müssen für Fander sehr zeitraubend und mühselig gewesen sein, aber er fand daneben durchaus noch Zeit für die Erledigung der Aufgaben, die man eher mit der Tätigkeit eines Pfarrers verbindet. Ein Anliegen war für ihn der Zustand des Gotteshauses. Genau listete er in einem „Inventarium“ auf, was sich in der Kirche befand: zwei Monstranzen, vier Kelche, sechs goldene Kreuze - darunter ein Kreuz, das Partikel des Hl. Kreuzes enthielt -, eine silberne Schüssel usw. Fanders Beschreibung haben wir es auch zu verdanken, dass wir uns eine ungefähre Vorstellung machen können, wie das Innere der Kirche damals aussah: den Hauptaltar findet er „zu klein“, „recht bunt und schlecht illuminiert, die Nebenthüren welche mit demselben einen Gegenstand ausmachen sollten, sind braun gefärbt, welches gegen den Altar grell absticht. Die beiden Neben Altäre sind artig und von gleicher Struktur, der zur Rechten ist der St Anna Altar und von Marcel Lüttgens geschenkt, in demselben befindet sich das Gemälde der Mutter Anna, der zur Linken hat in der Mitte das Mutter Gottesbild, und darüber ein gemaltes Bild der hl. Katharina“. im Kirchenschiff standen 28 Bänke aus „gutem Eichenholz“; die Kommunionbank ging über die ganze Breite der Kirche, an den beiden Seiten befand sich eine Türe. Den Predigtstuhl charakterisiert Fander als einfach, aber ordentlich. An den Wänden hingen fünf große Gemälde, die Christus im Garten Gezemane, bei der Geißelung, der Krönung, beim Kreuztragen und am Kreuz zeigten. Diese Werke, so hat Fander gehört, sollten nicht „kunstvoll“ sein, aber er findet sie „recht ordentlich“, weil sie für die vielen Kirchenbesucher, die nicht lesen können, lehrreich sind. Unten in der Kirche hing ein Gemälde, das den verspotteten Heiland darstellte und das von großem Wert sein sollte. Die Taufkapelle wurde durch ein weniger wertvolles Gemälde des hl. Martin als Bischof und durch fünf weitere Bilder geschmückt.²²

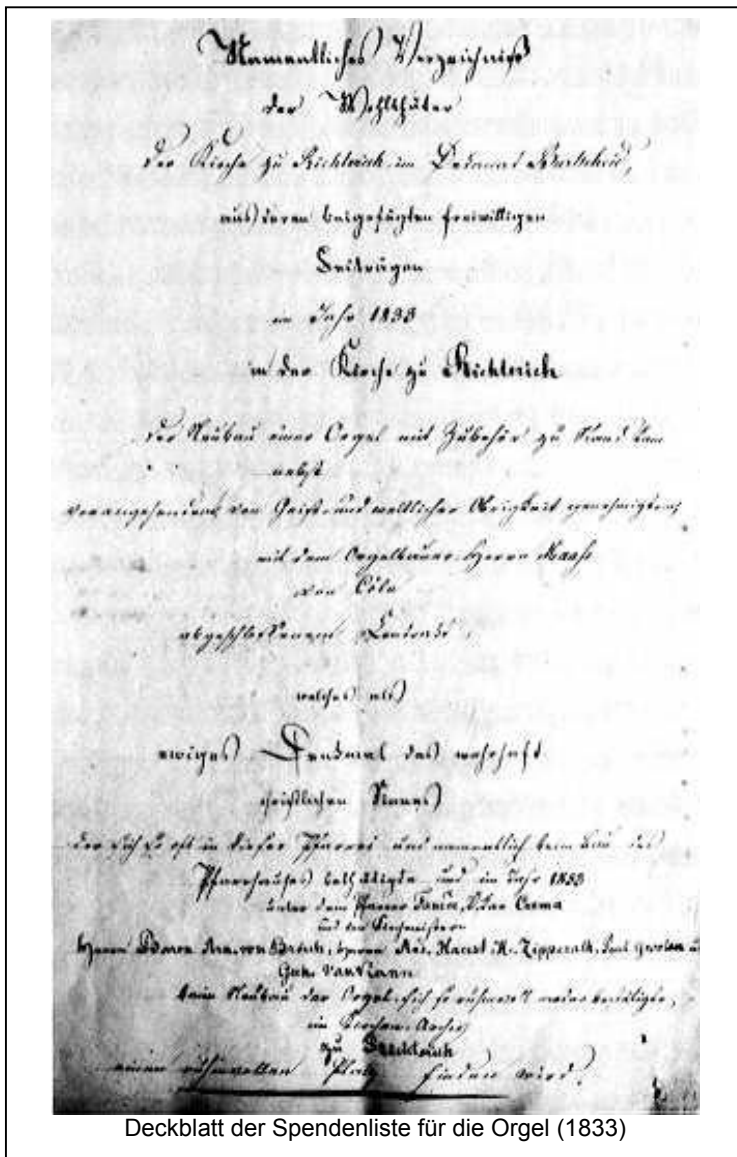
Was Fander störte, war die Tatsache, dass die Kirche immer noch keine Orgel hatte. Sein Amtsvorgänger hatte der Pfarre testamentarisch die Hälfte seines Vermögens vermacht, und 100 Taler davon sollten für eine Orgel verwendet werden, sobald „in der Kirche eine Orgel errichtet werden sollte“.²³ Fander machte sich sofort daran, diese Idee zu realisieren, wobei er von der Annahme ausging, dass die Pfarrangehörigen „einen guten Sinn“ besäßen; es sei nur ein wenig an Anregung erforderlich, „um etwas zu Stand zu bringen“. In einer Predigt wies er die Gemeinde darauf hin, „dass ein Hauptstück in der Kirche fehle, welches sie auch gerne beschafft sehen, nämlich eine Orgel...“ Das Werk sei möglich, wenn alle mit vereinten Kräften „willig dazu ihr Opfer brächten“. Fander kündigte einen Gang durch die Pfarre an, „um aufzuschreiben, was wohl ein jeder zum Orgelbau beitragen wollte“. Viel Zeit zum Nachdenken ließ er nicht: *Noch in derselben Woche wanderte er von Tür zu Tür und brachte die erstaunliche Summe von 1198 Talern und 18 Silbergroschen zusammen. Gewissenhaft legte Fander ein „Namentliches Verzeichnis der Wohlthäter hiesiger Kirche und deren Beiträge zum Neubau der Orgel an. Der höchste Betrag - 200 Taler - kam von einem unbekannt bleibenden Spender; Freiherr von Broich auf Schloß Schönau trug 100 Taler bei, Fander selbst 50 Taler, sein Vikar Cremer 12 Taler, der Küster und „Schulhaus-Lehrer“ schloß sich mit 2 Talern und 15 Silbergroschen an; am Ende der Liste stand, was die Höhe des Betrages angeht, ein Tagelöhner mit 5 Silbergroschen.* Stolz notierte Fander auf der ersten Seite des Verzeichnisses, dieses sei zu sehen „als ewiges Denkmal des wahrhaft christlichen Sinnes der sich so oft in dieser Pfarre und namentlich beim Bau des Pfarrhauses bestätigte“; das Verzeichnis werde im Kirchenarchiv von Richterich „einen ruhmvollen Platz finden“. Auch Nichtkatholiken spendeten, so der Aachener Maschinenfabrikant Cockerill, der in Berensberg wohnte und der 50 Taler zusagte.

Bei der Vergabe des Orgelbaus war man eine Zeitlang unschlüssig, ehe der Kirchen-

²² PAR, Inventarium

²³ Der Bericht über den Orgelbau beruht auf Hb, 655 ff.; „Namentliches Verzeichnis...“; „Rechnung über den Orgelbau“ (PAR)

vorstand - anscheinend gegen den Wunsch Fanders, der wohl einen anderen Orgelbauer favorisierte - dem Kölner Gerhard Maahs den Auftrag erteilte, der in Richterich „in sehr gutem Ruf stand und der das Werk „um ein Bedeutenderes wohlfeiler“ als die Konkurrenten zu liefern versprach. Am 15. Februar 1833 wurde der Vertrag mit Maahs abgeschlossen.



Deckblatt der Spendenliste für die Orgel (1833)

Der Orgelbauer sicherte zu, die Orgel zum Preis von 886 Talern innerhalb eines Jahres nach Erteilung der erforderlichen Genehmigungen zu liefern. Detailliert wurde in 17 Positionen aufgelistet, wie die Orgel beschaffen sein sollte: „Eine Windlade von gutem reinem Eichenholz gebaut, von C bis dreigestrichenem A mit dem dazu gehörigen Regierwerk“ bis hin zur „Claron Bahs vier Fuß, halb Zinn, halb Blei“.

Der Kölner Erzbischof genehmigte am 16. Februar 1833 den Vertrag, machte aber die Auflage, dass alle Kosten nur „aus freiwilligen Beiträgen und Geschenken gedeckt, die Kirchenkasse aber dafür nicht in Anspruch genommen werden“ dürfte - eine Forderung, die angesichts der damals noch ungeklärten Finanzlage in Richterich sicherlich sinnvoll war. Am 23. Februar 1833 erteilte die Abteilung des Inneren bei der Regie-

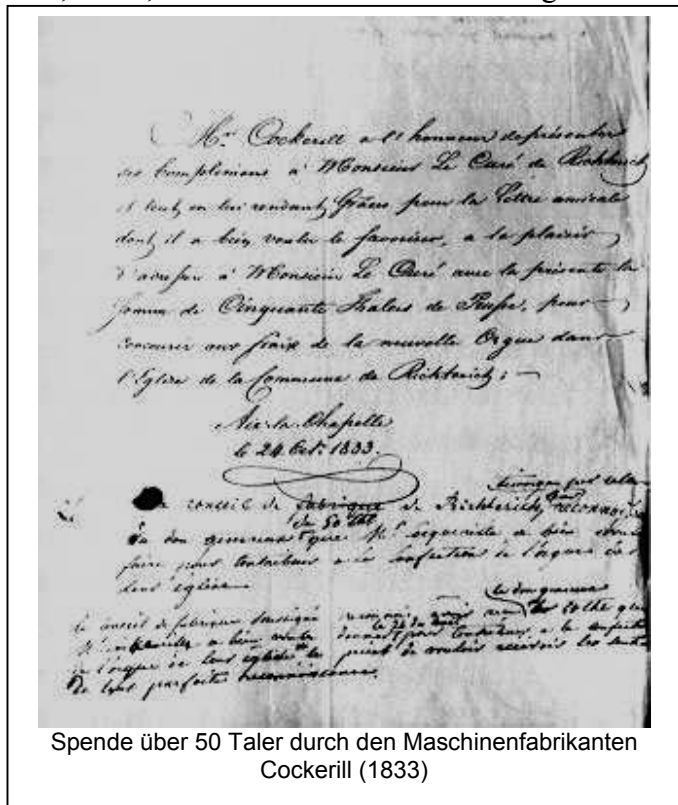
rung in Aachen die erforderliche Genehmigung, ebenfalls unter der Voraussetzung, dass die Kosten „auf dem Wege freiwilliger Subscription“ zu bestreiten seien.

Als Maahs am 4. März 1833 vertragsgemäß das erste Drittel der vereinbarten Summe erhielt, sicherte er erneut zu, die Orgel „in Zeit eines Jahres“ zu liefern. Der Aachener Baumeister Klausener entwarf den Plan für eine Orgelbühne. Durch den Heydener Gemeinderat - seit 1823 waren Richterich und Pannesheide als Gemeinde Heyden vereinigt - wurden drei Eichenbäume aus dem Gemeindewald zum Bau der Bühne gespendet. Den Richterichern, die einen Platz auf der Orgelbühne haben wollten, bot der Kirchenvorstand schon am 20. März 1833 die Möglichkeit einer Pacht an; dem Freiherrn von Broich, der für vier Taler Jahrespacht für sich und seine Familie einen geschlossenen Stuhl beantragt hatte, gab man wegen seiner Verdienste um die Kirche die Gelegenheit, die Bank dort aufstellen zu lassen, „wo es ihm am geeignetsten“ schien.

Die Erwartungen der Richtericher sollten aber auf eine harte Geduldsprobe gestellt werden. Fander kostete der Orgelbau manch schlaflose Nacht. Der Grund war, dass Maahs den zugesagten Termin bei weitem nicht einhalten konnte. Als der Pfarrer Ende

des Jahres 1833 sich nach dem Stand der Dinge erkundigte und nachfragte, wann der Orgelbauer nach Richterich kommen könne, wurde er vertröstet: am Anfang des neuen Jahres, so antwortete Maahs, werde er mitteilen, wann der größte Teil der Arbeit abgeholt werden könne. Diese Mitteilung blieb aber aus. Am 6. Februar 1834 erinnerte Fander daran, dass bald der Vertrag ablaufe; er mahnte, der Ruf des Orgelbauers fordere die Einhaltung des Termins; er wies darauf hin, die Zeit sei für die Fuhrleute jetzt günstig, um die Orgel abzuholen, und schloss in Erwartung einer „baldigen frohen Nachricht“.

Der Liefertermin verstrich. Maahs ließ ein Schreiben unbeantwortet, und die Gemeinde, so schrieb Fander in einem weiteren Brief am 5. April 1834, wurde allmählich unruhig; er verwies darauf, dass die Pfarrgemeinden in Bardenberg und Simpelveld, die später als die Richtericher einen Vertrag über einen Orgelbau abgeschlossen hätten, bereits im Besitz des Instrumentes seien. Am 11. April antwortete Maahs. Er entschuldigte sich, er sei, als der erste Brief Fanders angekommen sei, nicht in Köln gewesen; danach sei er für einige Zeit erkrankt.



Spende über 50 Taler durch den Maschinenfabrikanten Cockerill (1833)

Dann erteilte er dem Richtericher Pfarrer eine Lektion in Sachen Orgelbau. Man könne bei einem solchen Werk nicht exakt angeben, wann es fertig werde. Es mache auch keinen Sinn, einfach mehr Leute anzustellen: „...der rechte Orgelbauer, der noch Kunst versteht, kann keine Leute brauchen, die er nicht nach seiner Hand gebildet, und wo er gewiß überzeugt ist, daß sie gut und dauerhaft arbeiten, darin bin ich hauptsächlich zu kritisch, daß es mir keiner gut genug macht, was ich accordieret, das ist auch die Ursache, daß ich fast ganz allein an ihrer Orgel gearbeitet, weil ich ausgezeichnete Arbeit für Sie machen will, die gut und dauerhaft ist, wie es einem rechtschaffenen Orgelbauer gebührt“.

Maahs verwies darauf, dass er viele Orgeln mit seinem Bruder - der in Köln ebenfalls eine Werkstatt hatte -, angefertigt habe; die Orgeln seien nie zum angegebenen Zeitpunkt fertig gewesen, aber die Kirchenvorstände hätten ihr Warten nie bereut. Der Hinweis Fanders auf die schon fertigen Orgeln in den Nachbargemeinden verfiel bei Maahs nicht; im herablassenden Ton schrieb er, dies sei „zu bedauern für die armen Kirchen, wo solche [Orgeln] hinkommen, die warteten besser zwei Jahre als eins dann bekämen sie doch gute und dauerhafte Arbeit, denn solche ist Fabriks- und keine Kunst-Arbeit, und diese Meister nehmen auch jeden zum Gehülfen an, wenn er nur sagt, er wäre ein Orgelmacher“. Leider gebe es genug Kirchenvorstände, die nichts vom Orgelbau verstünden und glaubten, „...wenn es nur geschwind ginge, so würde es auch gut gehen, diese Geschwindigkeit mag ich nicht“. Kurzum - so das Fazit des Kölner Orgelbauers - : „Gute Arbeit erfordert Zeit.“ Er bat Fander, die Gemeinde zu beruhigen, und sagte zu, er werde sich beeilen: „...und nach Verfertigung der Arbeit werden Sie alle gewiß zufrieden sein und wenn Sie noch einmal so lange gewartet hätten.“

Fander überließ es dem Kirchenvorstand, auf diesen Brief zu antworten. Dieser wollte von Maahs erfahren, wann er endlich mit der Orgel nach Richterich zu kommen gedanke; es sei „sehr unangenehm“, in der Gemeinde, die „das Äußerste aufgeopfert“ ha-

be, dauernd nach den Gründen für das Ausbleiben gefragt zu werden. Das Schreiben von Maahs, so der Kirchenvorstand, sei „nur wenig erfreulich“ gewesen, „und besonders in dem Punkte, dass Sie andere Orgelbauer ...so sehr herabsetzen.“ Maahs habe „gewiß viel Unverdrießliches“ zu erwarten, wenn er nicht bald die Orgel abliefere, und dies sei „der letzte freundschaftliche Brief vom Kirchenvorstand.“

Fander blieb indessen nicht passiv. Er bat einen Kölner Mitbruder um „Amtshilfe“. Dieser suchte am 28. Mai 1834 die Werkstatt von Maahs auf, um dort nach dem Stand der Dinge zu sehen. Zwei Tage später berichtete er nach Richterich: Maahs wohne wirklich in seiner Pfarre - Fander hatte hier wohl inzwischen zu zweifeln begonnen -, er habe ihn in seiner Werkstatt besuchen wollen, aber nicht angetroffen; jedoch habe er einige große, „zu einer Orgel gehörige Stücke“ entdeckt. Er sei dann einige Häuser weiter gegangen, wo der Bruder von Maahs eine Werkstatt unterhalte. Der Bruder sei ebenfalls abwesend gewesen, aber er habe mit dessen Frau sprechen können: ihr Schwager habe am Tag vorher nach Richterich geschrieben, die Orgel könne im nächsten Monat abgeholt werden.

Am Nachmittag ging der Kölner Pfarrer nochmals zu der Werkstätte, traf die Gebrüder aber wiederum nicht an. Er riet Fander, kein Geld mehr im voraus zu zahlen, obwohl von einem bevorstehenden oder einem bereits erfolgten Bankrott der Orgelbauer nichts bekannt sei, aber beide besäßen kein Eigentum. Fanders Vorhaben, wegen der Orgel selbst nach Köln zu kommen, hielt der Kölner Pfarrer für zwecklos.

Im Juli 1834 trafen tatsächlich Teile der Orgel ein, aber Fander zeigte sich verwundert, dass nicht mehr ankam; er hoffe, so schrieb er, Maahs werde bei seinem angekündigten Besuch in Richterich „das Ganze“ mitbringen. Fanders Verwunderung war durchaus berechtigt, denn Maahs hatte am 27. Mai dem Kirchenvorstand geschrieben, man könne am 20. Juni „die fertige Arbeit“ abholen.

Der Orgelbauer kam nach Richterich, teilte dem Pfarrer aber mit - worüber dieser den Kirchenvorstand in einer außerordentlichen Sitzung informierte -, er sei augenblicklich in Geldnot und benötige eine Summe von 200 Talern, um die Orgel vollenden zu können. Der Kirchenvorstand zeigte sich diesem Ansinnen gegenüber sehr reserviert: Herr Maahs, so verzeichnet das Protokoll, habe „bereits ein Bedeutendes erhalten“, er habe den Kirchenvorstand „von Zeit zu Zeit getäuscht“; das Darlehen könne nur gewährt werden, wenn der Bruder von Maahs eine Bürgschaft übernehme. Dem Orgelbauer selbst teilte der Kirchenvorstand mit, man sei „im höchsten Grad... unzufrieden...“, dass Sie uns mit solchen Anträgen vorkommen, wo wir die ganze Arbeit längst hätten hier haben müssen“; ohne Bürgschaft könne man seinem Wunsch nicht entsprechen, und falls die Arbeit nicht bald abgeliefert werde, müsse man eine bedeutende Summe vom Lohn abziehen.

Inzwischen war die Orgelbühne fertiggestellt worden. Die Holzarbeiten kosteten 21 Taler, für das Vergolden und Anstreichen waren 50 Taler zu zahlen. Küster Brüll, dessen Frau die Orgelbühne gereinigt hatte, bat dafür um eine kleine Unterstützung, die ihm in Höhe von einem Taler zugesagt wurde.

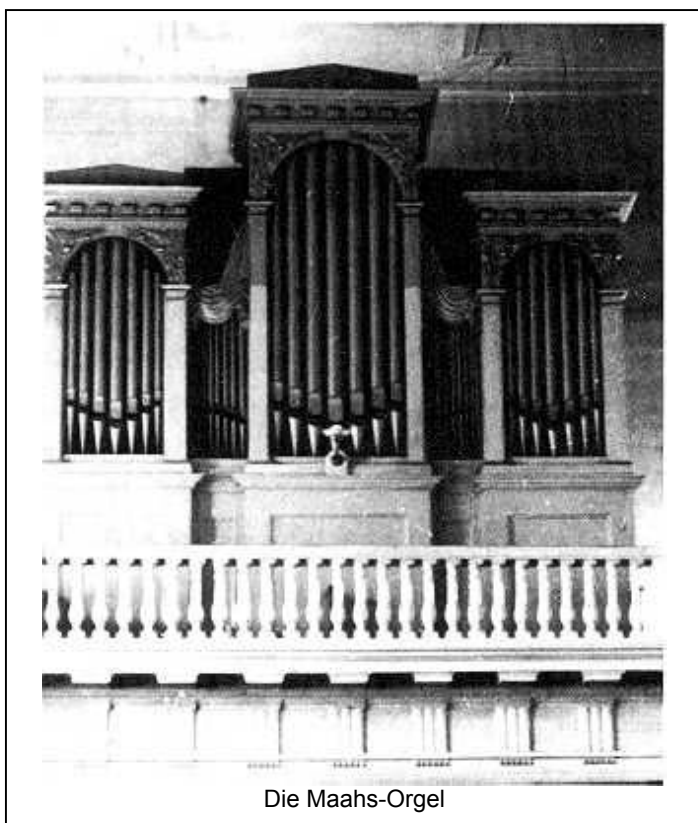
Wunschgemäß gab der ältere Bruder von Maahs die erbetene Bürgschaft - allerdings nur über 36 Taler; diesen Betrag hatte sein Bruder als nötig bezeichnet, um die restlichen Arbeiten für Richterich durchführen zu können. Fander überwies die erbetenen 36 Taler, bat um umgehende Zurücksendung einer Quittung und um Mitteilung, wann Maahs nach Richterich kommen werde. Eine Antwort blieb aus, so dass Fander sich hilfeschend an den in Eupen weilenden Bruder wandte mit der Frage, ob er „vielleicht Nachricht“ habe.

Endlich konnte Fander am 22. Januar 1835 dem Kölner Generalvikariat melden, mit dem Orgelbau, gehe es „nach Wunsch voran.“ Die geplagten Richtericher traf dann aber neuer Kummer: **Beim Läuten sprang eine Glocke derart, dass sie nicht mehr zu verwenden**

den war. Obwohl man noch nicht alle Gelder für den Orgelbau zusammen hatte, musste der Pfarrer erneut vor die Gemeinde treten und um Spenden bitten: 160 Taler galt es aufzubringen, und dies in einer „schlechten Zeit...“, wo die Produkte des Landmannes ganz ohne Werth“ waren, wie Fander nach Köln schrieb.

Der Optimismus, den der Pfarrer Anfang des Jahres 1835 bezüglich des Orgelbaus an den Tag gelegt hatte, erwies sich als verfrüht. Im Herbst bat Maahs um die Zusendung von 50 Talern, die Fander ihm zugesagt habe. Einige Tage darauf wiederholte er seine Bitte: die Arbeit leide und stehe still. Immerhin stellte er als Liefertermin den 10. Oktober in Aussicht. Der Pfarrer schickte das Geld und bat Maahs, er möge „sich auf's Eifrigste anstrengen..., das Werk zu vollenden, damit ich doch einmal aus dieser peinlichen Lage komme und die harmonischen Töne der neuen Orgel einmal die Mißtöne ver-scheuchen, die sie vor ihrer Verfertigung leider zu meiner größten Betrübnis in der Pfarre hervorgebracht hat. Sie verstehen mich wohl lieber H. Maahs! beeilen, beeilen Sie sich doch so viel Sie können.“

Der zugesagte Termin verstrich, aber Maahs kam nicht. Verzweifelt bat Fander, der Orgelbauer möge doch kommen und das Werk fertig stellen; er, Fander, habe an der Orgel, die ihm Freude hätte machen sollen, „nur Kummer und Verdruß“; die Gemeinde werde so wild über das Ausbleiben, „daß ich es ihnen nicht schildern kann.“ Er kündigte die Ankunft des Richtericher Fuhrmanns Bosten in Köln an; dieser werde das Pfeifenwerk - fertig oder noch nicht ganz fertig - abholen, „damit die Leute sehen, daß wir doch bald eine Orgel bekommen werden.“ Falls Maahs noch nicht kommen könne, so möge er ihm doch wenigstens Nachrichten übermitteln lassen, damit er den Leuten etwas sagen könne.



Für 10 Taler holte der Fuhrmann dann Teile der Orgel nach Richterich. Am 8. Dezember 1835 erhielt er nochmals 21 Taler für das Abholen der fertigen Orgelarbeiten. **Endlich, am 14. Februar 1836, konnte die Orgel, von der aber nur drei Register fertig waren, während des vierzigstündigen Gebets „zur allgemeinen Freude der Pfarrgenossen in Richterich“ zum ersten Male gespielt werden.** Die Arbeiten an der Orgel verschlangen noch weiteres Geld, und am 2. August 1836 musste Fander, nachdem er 8 Taler für Blei und Zinn ausgezahlt hatte, feststellen, dass die Kasse leer war. Entgegen der Auflage des Generalvikariats musste er die - allerdings geringfügigen - restlichen

Beträge aus der Kirchenkasse bezahlen.

Die Richtericher waren wegen der verspäteten Lieferung im übrigen nicht nachtragend. Der Kirchenvorstand beschloss, sich Maahs gegenüber „erkenntlich“ zu zeigen und die Gemeinde zu einer Spende aufzurufen. Der Kölner Orgelbauer hatte so mit seinem selbstbewussten Hinweis in seinem Brief vom April 1834 Recht behalten: „...das Werk lobt den Meister, da [die Orgel] einstimmig von den Kennern gepriesen wird“ - so

Fander in einem Schreiben vom 4. Juli 1836. **Rund 1500 Taler hatte das neue Prunkstück von St. Martinus gekostet.**

Neben dem Ärger um den Orgelbau gab es noch andere Aufregungen für den Richterlicher Pastor. Diese wurden ausgelöst durch Differenzen mit der Gemeinde Heyden. Seit 1801 hatte die Gemeinde das große Zimmer oben rechts im Haus des Vikars in Anspruch genommen, um Sitzungen des Gemeinderates dort abzuhalten. (Da nicht bekannt war, wer das Gebäude errichtet hatte - die Gemeinde oder die Kirche -, waren auch die Verfügungsrechte nicht klar.) Später nutzte man den Raum zum Aufbewahren erledigter Akten. Als nun 1835 der neue Bürgermeister Winkens ankündigte, er werde demnächst alle Amtsgeschäfte in der Vikarie betreiben - und zwar für morgens drei und nachmittags vier Stunden -, rief Fander den Kirchenvorstand zum Protest auf: eine solche Belästigung sei dem Vikar nicht zuzumuten²⁴. Dieser Protest war wegen des zu erwartenden Publikumsverkehrs durchaus berechtigt; zudem hatte der Kaplan seit 1825 schon eine Einengung seiner Bewegungsfreiheit erfahren, als er eine Etage in der Vikarie als Lehrerwohnung abgeben musste. Demonstrativ zog der neuernannte **Vikar Crahnen** zu Fander in das Pfarrhaus ein und beschwerte sich - so der Pfarrer in einem Brief an Landrat von Strauch - über die Belästigung. Bald darauf lenkte die Regierung ein: Es sei nicht zu verkennen, „wie lästig der Gebrauch dieser Zimmer zur Besorgung der Bürgermeisterei Geschäfte für den Vikar seyn“ müsse; man habe gegen den Vorschlag des Bürgermeisters, sein Büro in seine Wohnung nach Horbach zu verlegen, nichts einzuwenden.²⁵

War dieses Problem dank einiger Protestschreiben relativ einfach geklärt worden, so stellte die Lösung der Richterlicher Schulprobleme sich als weit schwieriger und auch nervenaufreibender heraus. Unbestritten war, dass hier etwas geschehen musste.

Bis ungefähr 1820 hatte der jeweilige Kaplan (vorher der Fröhmesser) in der Vikarie im Zimmer unten links gegen Entgelt Unterricht erteilt. Der erste wirkliche Lehrer in Richterich war der schon erwähnte Johann Heinrich Brüll, der zur Aufbesserung seiner Einkünfte noch das Küsteramt versah und eine Wirtschaft betrieb (in der es sehr zum Verdruss des Pfarrers und des Kirchenvorstandes - häufig sehr turbulent zugeht). Brüll scheint seine Aufgaben als Lehrer nicht allzu ernsthaft betrieben zu haben - so wie ja auch über ihn als Küster massive Klagen vorgebracht wurden.²⁶ Am 9. Januar 1832 wurde Brüll vor den Schulvorstand zitiert, der ihm vorwarf, die Schüler machten schlechte Fortschritte; es mangle ihm an Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Brüll ging zum Gegenangriff über: die Schuld liege bei den Kindern, weil sie die Schule schlecht besuchten. Er versprach dann aber, seine Wirtschaft aufzugeben. Die Drohung des Schulvorstandes, ihn bei weiter mangelndem Fleiß zu entlassen, hat bei Brüll zumindest vorübergehend gewirkt; bei einer Sitzung Ende des Jahres wurde festgestellt, es lägen keine Klagen über das Verhalten des Lehrers vor.²⁷

Brüll hatte mit seinem Einwand nicht Unrecht, denn die unzureichenden Kenntnisse der Richterlicher Kinder waren sicherlich auch auf den sehr mangelhaften Schulbesuch zurückzuführen. Im Winter kamen ca. 70 - 100, im Sommer dagegen nur 20 - 30 Kinder täglich zur Schule.²⁸ Ungefähr zwei Drittel der Kinder wuchsen ohne oder nur mit geringen Schulkenntnissen heran.²⁹ Die Sonntagsschule, für deren Besuch ein Schulgeld in Höhe von 15 Pfennig monatlich zu zahlen war, brachte kaum Hilfe, da auch dieser geringe Betrag für die armen Leute durchaus eine Belastung darstellte.³⁰

Dank der Gewissenhaftigkeit des Pfarrers wissen wir in etwa, wie es mit dem Kennt-

²⁴ Hb, 102

²⁵ Hb, 108

²⁶ vgl. BDAA, GvD Burtscheid, 2/I

²⁷ Hb, 734 f

²⁸ Chronik, 123

²⁹ Hb, 736

³⁰ Hb,735

nisstand der Richterlicher Schulkinder bestellt war. Fander legte Tabellen an, in denen er den Kommunikanten Noten in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen erteilte. Von den 36 Kindern, die im Jahre 1834 zur Erstkommunion gingen, hatten fünf Kinder sehr gute, sieben geringe Kenntnisse in Religion, bei neun von ihnen stellte der Pfarrer fest: „gering nichts“; beim Lesen: fünfmal „sehr gut“, fünfmal „nichts-gering“ und neunmal „nichts“; beim Schreiben : viermal „sehr gut“, viermal „nichts-gering“ und zehnmal „nichts“; schließlich beim Rechnen keinerlei gute Noten, dafür 27-mal „nichts“.³¹ Ähnlich sah die Tabelle für das folgende Jahr aus. Von den 37 Kindern dieses Jahrgangs besuchten nur 15 die Schule täglich, 22 kamen nur unregelmäßig. Zur Sonntagsschule gingen 28 Kinder regelmäßig, die anderen neun kamen ab und zu.

Fander war nun nicht der Mann, der den schlechten Schulbesuch einfach akzeptierte. Bei der Kommunionfeier des Jahres 1836 ging er auf dieses Problem ein und rief seinen Zuhörern zu, dies müsse sich ändern, „wenn nicht auf dem Wege der Güte, dann muss es leider! durch Strenge gemacht werden.“ Er forderte von den Kommunionkindern Kenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen; wer demnächst zur Erstkommunion geführt werden wolle, müsse „wenigstens 2 Jahre hindurch dem christlichen Unterricht“ bei dem Kaplan beigewohnt und von diesem ein Zeugnis erhalten habe.³²

Nun machte es wenig Sinn, die circa 360 schulpflichtigen Kinder, die es damals im Pfarr- und Schulbezirk gab, zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten, solange man nicht wusste, wo man sie alle unterbringen sollte. Der Schulvorstand stellte, um die Dringlichkeit eines Schulbaus zu unterstreichen, am 16. Dezember 1833 fest, der Sinn für Jugendbildung habe sich in der Pfarre in letzter Zeit erfreulich gebessert, aber das Schulzimmer fasse höchstens 63 Kinder, und so flehten die Mitglieder die Regierung in einer Eingabe „*unterthänigst*“ an, „*hochdieselbe wolle auch unseren Wunsch unterstützen, daß mit dem nächsten Schuljahr auch hier [In Horbach und Kohlscheid waren Schulen erbaut worden.] Anstalten zum Neubau oder doch zur Vergrößerung des gegenwärtigen Schulbaus geschaffen werden*“.³³

Der Eingabe des Schulvorstandes legte Fander ein persönliches Schreiben bei, in dem er Vorschläge machte, wie man die Kosten bei einem Neubau niedrig halten könne.³⁴ Der Heydener Gemeinderat zeigte sich einsichtig und stimmte einem Bau zu, sah aber als Bauplatz - und damit begann die Auseinandersetzung mit der Kirchengemeinde - das Gelände zwischen Kirche und Vikarie vor. Fander protestierte sofort: werde der Neubau an das alte Schulhaus angebaut, so gehe ein bedeutender Teil des Friedhofes verloren; der Neubau, der sich der Krümmung in der Landstraße anpassen müsse, werde „kein angenehmes Äußeres“ bekommen, zudem sei der vorgesehene Platz auch zu klein. Der Pfarrer schlug vor, den Neubau einige Schritte von dem alten Schulhaus weg auf dem mit Weiden bepflanzten Gemeindeland zu errichten.³⁵

Zwei Jahre passierte weiter nichts, aber immer wieder sickerten Gerüchte durch, die Gemeinde wolle bei der ursprünglich gewählten Baustelle bleiben. Am 20. Januar 1836 wandte Fander sich an die Regierung und bat, den Bau noch in diesem Jahr zu vollenden; erneut schlug er vor, auf dem Gemeindeland und nicht zwischen Kirche und Vikarie bauen zu lassen; dort sei nicht einmal Platz, „um die Latrinen schicklich anzubringen“, der Bau werde zu klein geraten, der Blick auf die Kirche verdeckt, zudem werde die Schule auf einem Ort errichtet, an dem ungetaufte Kinder beigesetzt worden seien. Um der Regierung seinen Vorschlag schmackhaft zu machen, wies Fander auf die Bereitschaft des Richterlicher Gastwirts Offermann hin, der Gemeinde 1000 Steine zu ei-

³¹ PAR, Regulationsregister, 36 (Es sind hier nicht alle Noten wiedergeben worden.)

³² Hb 670

³³ Hb, 736

³⁴ Hb, 634

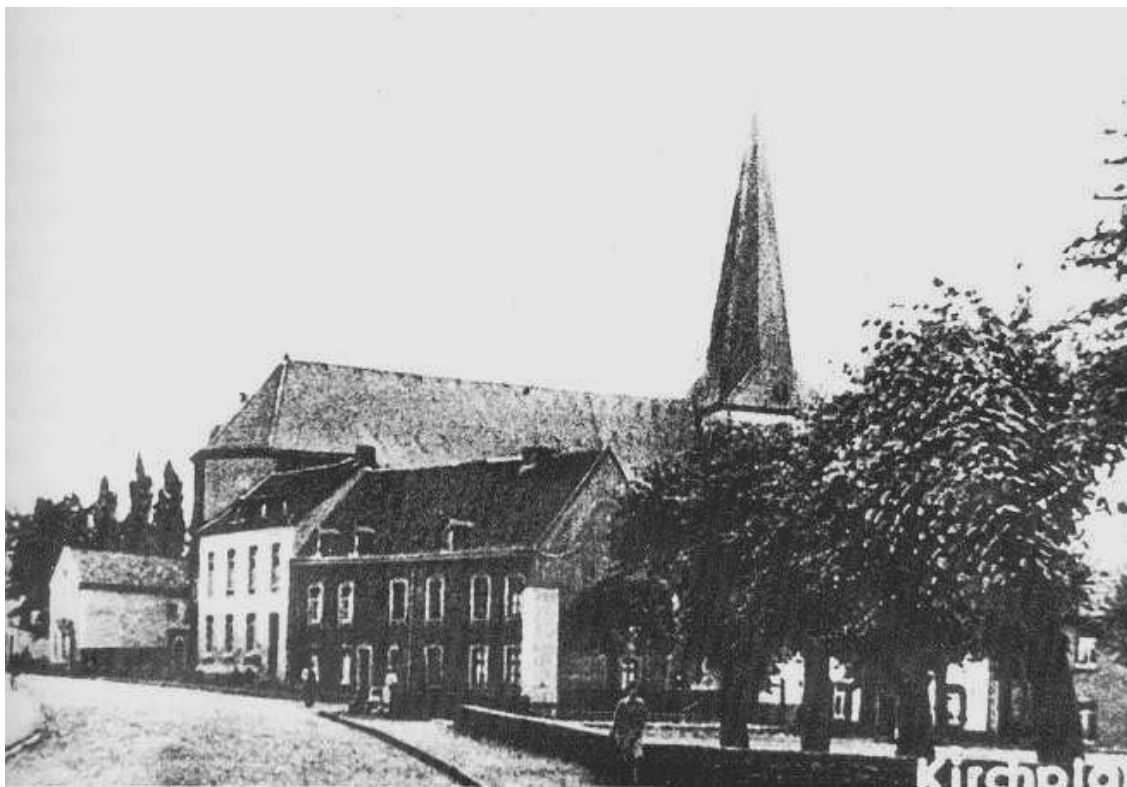
³⁵ Chronik, 143 ff.

nem günstigen Preis zu überlassen.³⁶

Die Regierung ließ Fander abblitzen, indem sie ihn auf den Instanzenweg verwies. Als der Pfarrer sich im März 1836 dann an das Schulkomitee wandte und seine Argumente wiederholte, erhielt er keine Antwort. Im Frühjahr 1836 wurden die Vorbereitungen für den Neubau auf dem vorgesehenen Platz getroffen. Der Kirchenvorstand protestierte sofort bei Bürgermeister Winkens: *„Da der Neubau hiesiger Schule... auf einem Teile des hiesigen Kirchhofes, der zur Begräbnisstätte der Kinder diente, die ohne die hl. Taufe starben, wie auch derer, die sich selbst das Leben genommen hatten, dem sicheren Vernehmen nach ausgeführt werden soll, so können wir nicht umhin, ihnen unserer Erstaunen zu bedeuten, daß Sie den unterzeichneten Kirchenvorstand darüber nicht erkannt haben.“* Man wolle den Bau nicht rückgängig machen, sähe ihn aber lieber an einer anderen Stelle errichtet.³⁷

Staatlicherseits stellte man sich auf den Standpunkt, bei der Nutzung des Platzes sei weder eine Heranziehung des Kirchenvorstandes noch der geistlichen Oberbehörde erforderlich.³⁸

Am 21. August 1836 schrieb Fander an den Bürgermeister: *„Seit gestern sieht es auf hiesigem Kirchhofe schauerlich aus.“* Bei Grabungsarbeiten sei man auf Gebeine gestoßen, die die Arbeiter dann aus den Gräbern geworfen hätten. *„Keinem Zweifel“* - so Fander - *„ist es also mehr unterworfen, daß der Bauplatz zum... Friedhof eingeweiht worden, mag auch einmal ein Stall darauf gestanden haben, wie wohl gesagt wird, und worauf man seinen Antrag wohl gestützt haben mag, um dort bauen zu können.“*³⁹



Richtericher Kirchplatz mit Vikarie und (links daran angebaut) Schule

Gleichzeitig wandte Fander sich an den Kölner Erzbischof von Spiegel. Er schilderte seine vorangegangenen vergeblichen Bemühungen bei den staatlichen Behörden, wiederholte seine Auffassung, bei der Baustelle handle es sich um Kirchenbesitz und fragte

³⁶ ebd., 146

³⁷ Hb, 119

³⁸ Chronik, 149

³⁹ Hb, 637

an, was man mit den Gebeinen und der ausgeworfenen geweihten Erde machen solle. Zehn Tage später schilderte er dem Erzbischof, er habe dem Bürgermeister und den Bauarbeitern mitgeteilt, ohne kirchliche Weisung könne er nicht erlauben, dass der mit „Christen Gebeinen“ vermischte Grund weggeschafft werde; daran habe man sich aber nicht gestört, ein Teil der Erde sei an der Landstraße „zum Anstoß der Vorbeigehenden“ zusammengefahren worden. Der Kirchenvorstand habe sich an die Regierung gewandt, um über das „unmenschliche Benehmen“ zu protestieren. Voller Empörung fügte der Pfarrer hinzu: „Ich bin bis in die Seele gekränkt und betrübt, dass hier ein Bürgermeister oder wer es immer sein mag, mit Umgehung des Pfarrers, Kirchenvorstandes und insbesondere der Geistlichen Obrigkeit sich solche Eingriffe in die kirchlichen Rechte erlauben darf“.⁴⁰

Der Kirchenvorstand räumte in einem Schreiben an die Regierung ein, tatsächlich habe früher auf dem Platz ein kleiner Stall gestanden, der aber nicht mehr als ein Drittel des nun beanspruchten Raumes eingenommen habe; die beiden anderen Drittel seien Kirchhof gewesen, wie auch durch die aufgefundenen Gebeine bezeugt werde. Steine der Kirchhofsmauer seien zum Ausbau der Fundamente benutzt worden, ohne den Kirchenvorstand zu befragen. Der Erzbischof schrieb daraufhin an die Regierung; den Kirchenvorstand lobte er wegen der Entschiedenheit, mit der er sich zur Wahrung kirchlicher Rechte einsetzte. Am 10. September 1836 kam es unter Vorsitz des „Landrätlichen Kommissarius“ Hasslacher zu einer Vereinbarung zwischen dem Kirchenvorstand und der Gemeinde Heyden. Hasslacher versicherte zunächst auf sein Ehrenwort, „*daß es nicht absichtlich, sondern durch Versehen geschehen sey, daß der Kirchenvorstand nicht gehört*“ wurde. Der Vereinbarung zufolge durfte die Gemeinde, weil inzwischen der Bau schon zu weit fortgeschritten war, zwischen Kirche und Vikarie weiterbauen, sie zahlte der Kirche aber für jede Ruhte des Bauplatzes 10 Taler, zahlte ebenfalls für die benutzen Steine der Kirchhofsmauer und ließ die Mauer reparieren. Um Kindern und Lehrern einen unnötigen Zugang auf den Kirchhof abzuschneiden, wurde die Ausgangstüre von der Schule auf den Friedhof zugemauert; der Weg zu den Toiletten sollte zugesperrt werden. Schließlich versprach die Gemeinde, das von ihr bisher genutzte Zimmer in der Vikarie zu räumen.⁴¹ Damit hatten Fander und der Kirchenvorstand zwar ihr ursprüngliches Ziel nicht erreicht, aber doch die grundsätzliche Anerkennung der kirchlichen Rechte durchgesetzt.

Kurz darauf kam für Fander ein Versetzungsbescheid nach Heinsberg. In einer außerordentlichen Sitzung des Kirchenvorstandes am 22. Dezember 1836 wollte dieser das Protokoll nicht unterzeichnen, ohne dem scheidenden Pfarrer öffentlich „Dank zu sagen für die vielen Verdienste um die hiesige Pfarrgemeinde“.⁴² In einer Eintragung in das von ihm angelegte „Hauptbuch“ wünschte Fander seinem Nachfolger die Gelegenheit, „zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Pfarrkinder arbeiten“ zu können und - eine erstaunliche Aussage angesichts der vorangegangenen aufregenden Jahre - so glückliche Tage in Richterich zu erleben, wie das bei ihm der Fall gewesen Sei.⁴³ In einer Eingabe an das Generalvikariat, der die Mitglieder des Kirchenvorstandes sich anschlossen, schlug Fander einen Nachfolger vor und schrieb als Begründung hinzu: „*Die hiesige Pfarrstelle besteht aus Ackersleuten, die meistens Pächter sind, aus Handwerkern, die vom Nadelmachen und dem Bergbau leben. Letzteren fehlt es sehr an Erziehung, sie sind ziemlich rauh, doch lassen sie sich leicht führen, ehren ihre Vorgesetzten, wenn dieselben sie nur zu behandeln verstehen und zu geben und zu nehmen wissen. Sie sind überhaupt schlicht und einfach, wenn jemand als Pfarrer hierhin befördert werden sollte, der sich in ihre Verhältnisse nicht hineinzuarbeiten versteht, der groß thäte und mit*

⁴⁰ Beide Briefe im Hb, 637 f. und 639; dort auch das von Fander erwähnte Schreiben des Kirchenvorstandes, 640-642

⁴¹ Hb, 642 f

⁴² Hb, 136

⁴³ Hb, 671

*vornehemem Blicke auf das Volk herabsehen würde, so wäre es sehr schlimm, er würde nicht in Achtung kommen und gewiß wenig fruchten, ist aber ein Pfarrer hier gemüthlich, läßt er sich wohlwollend zu den Pfarrgenossen herab, dann kann er alles machen“.*⁴⁴

Fanders Vorschlag für die Besetzung der Pfarrstelle, dem sich der Kirchenvorstand in einer Eingabe vom 16. Dezember 1836 anschloss, wurde nicht akzeptiert. Der Pfarrer konnte St. Martinus aber in dem Bewußtsein verlassen, eine wohlgeordnete Gemeinde zu hinterlassen, die durch ihn viel gewonnen hatte.

Text: Chronik 1991, Heinz Simons
Grafik und Kennzeichnung: Otto Kinkartz

⁴⁴ BDAA, Gvo Richterich, 1/I